

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

[urn:nbn:de:gbv:45:1-67654](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-67654)

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Dienstag, den 2. März 1847.

№ 18.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in 1/2 Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

Die Commission von unserm Stadtrath.

Der Stadtrath einer gewissen Stadt hielt Sitzung, um über die theuern Brodpreise zu berathen. Er beschloß, um dem Mangel zu steuern, in Stettin Früchte einkaufen zu lassen, und betraute mit diesem Auftrage drei sogenannte Sachverständige.

Der weise Beschluß des löbl. Stadtraths ward so gleich auch in die Zeitungen eingerückt, eben so die Summe, für welche Frucht gekauft werden sollte.

Die drei Committirten machten die Abschiedsbesuche, versprachen Allen wohlfeileres Brod, nahmen Abschied von Weib und Kind — und reisten endlich ab.

Gespräch im Eisenbahnwagen.

„Hören Se, wo reisen Se denn hin? — Wolle Se auch mit nach Stettin? mer sein de Commission von unserm Stadtrath, mer sollen Frucht dort kooßen, weil's bei uns so seher deuer is Alles; ne, es is erschrecklich, wenn mer dran denkt! jaa —“

Ankunft in Magdeburg.

„Hören Se Herr Werd, besorgen Se uns en gudes Middag Essen, — wenig un gud, — was Feines, — wissen Se, — un en bischen reichlich! Mer sein de Commission von unserm Stadtrath, mer sollen nach Stettin reesen un Früchte kooßen, weil's bei uns so seher deuer is Alles. Ne, — es is erschrecklich, wenn mer dran denkt! jaa —“

Ankunft im Hotel de Brandenburg in Berlin.

„Hören Se Herr Werd, besorgen Se uns einige artige Zimmerchen mit en bischen Raum, denn sehen Se, mer müssen anständig logiren de baar Dage, wo mer hier ausruhen wern; mer sein de Commission von unserm Stadtrath, mer sollen nach Stettin reesen un Früchte kooßen, weil's bei uns so seher deuer is Alles. Ne, — es is erschrecklich, wenn mer dran denkt! jaa —“

Ankunft in Stettin.

„Hören Se Herr Werd, geben Se uns en baar

hibische Zimmer mit en Salong, mer bleiben mehrere Dage hier, mer haben Geschäfte dahier, sehen Se, mer sein de Commission von unserm Stadtrath, mer sollen dahier Früchte kooßen, weil's bei uns so seher deuer is Alles. Ne, es is erschrecklich, wenn mer dran denkt! jaa — —“

Der Wirth: „Ah, — freut mich recht sehr, daß Sie mir die Ehre schenken, — ich habe von Ihnen und Ihrem ehrenvollen Auftrage schon vor acht Tagen in der Zeitung zu lesen das Vergnügen gehabt.“

Den ersten Tag sehen sie sich in Stettin um, zeigen ihre Creditbriefe vor und fragen, ob sie das Geld gleich haben können: „denn sehen Se, mer sein de Commission von unserm Stadtrath, mer sollen dahier Früchte kooßen, weil's bei uns so seher deuer is Alles. Ne, — es is erschrecklich, wenn mer dran denkt. jaa — —“

Am zweiten Tage lassen sie einen Makler in ihren „Salong“ kommen, um ihm wegen der Kornankäufe Auftrag zu geben: „denn sehen Se, mer sein de Commission von unserm Stadtrath, mer sollen dahier Früchte kooßen, weil's bei uns so seher deuer is Alles. — Ne, — es is erschrecklich, wenn mer dran denkt. jaa — —“

Der Makler versichert, es sei sehr schade, daß sie ihm nicht zwei Tage früher Auftrag gegeben, jetzt sei in Folge des Lärms über Ankäufe, welche geschehen sollten, die Frucht um 20 Procent aufgeschlagen. —

Die Herren erschrecken über diese Nachricht. — Sie bleiben zwei Tage in ihrem „Salong“ beisammen und rechnen endlich heraus, daß hier die Frucht theurer sei, als bei ihnen zu Hause auf dem Markte, weshalb sie beschließen, wieder nach Hause zu reisen.

Sie erstatteten dort Bericht vor dem versammelten Rathe, bekommen Ertrag ihrer „kleinen“ Diäten, und es wird ihnen der Dank der Stadt votirt für die Umsicht, Aufopferung und den Eifer, mit welchem sie sich ihres Auftrags entledigt haben. (Bl. Bl.)



Der deutsche Liberalismus.

In Schleswig-Holstein ist jetzt Heulen und Zähneklappen. Die strengste Censur wird dort jetzt gehandhabt; nichts darf gedruckt werden, was nur irgend auf den jetzigen Zustand des Landes Bezug haben kann; es dürfen selbst, wie das von jeher geschehen konnte, auswärtige Verhältnisse nicht berührt werden. Blättern, denen es früher gestattet war, politische Nachrichten zu geben, ist dies jetzt streng untersagt, sie müssen ihre Leser mit Trivialem abspießen, und still dazu schweigen. — Das kommt aber davon! — Das haben die guten Schleswig-Holsteiner zunächst ihren deutschen Freunden zu danken, denen sie früher mit Recht hätten zurufen können und sollen: Herr, bewahre uns vor unsern Freunden, mit unsern Feinden wollen wir schon selbst fertig werden! — Dänemark läßt sich in seinem angenommenen System nicht mehr stören, es sagt zu den Holsteinern: zwei mal zwei ist fünf — und die Holsteiner müssen's glauben. — Wo stecken denn aber die lustigen Adressaten alle, die mit ihren Federn in der Luft gesochten haben? — wo haben sich denn die politischen Schwäger und Schreibhülfe alle hin verkrochen? — warum ziehen sie denn mit ihrem Gut und Blut nicht den Holsteinern zu Hilfe, die der Däne jetzt systematisch ruiniert? — O ihr gutmüthigen Deutschen, daß euch auch immer der Verstand mit dem Herzen davon läuft! — Es rührt sich jetzt keine Seele mehr; und wenn sich unsere schleswig-holstein'schen Landeute zu Tode zappeln, es wird ihnen kein Einziger der vielen Schreibhülfe zu Hilfe kommen können und wollen, die doch wohl einen großen Theil der Schuld tragen mögen an dem Leide ihrer deutschen Brüder. — Wenn man das auch nicht gerade politische Heuchelei, Eigheit und Niederträchtigkeit nennen kann, so zeugt es eben auch nicht von männlichem Charakter, vielmehr von einem weiblichen, weiblichen Wesen, auf das wir uns wahrlich nichts zu gute thun können und dürfen, dessen wir uns in den Bart hinein schämen müssen im Angesichte fremder Nationen. Wenn man seiner Ohnmacht bewußt ist, wenn man weiß, daß es außer seiner Macht liegt, Hilfe zu schaffen, so muß man auch seine prahlende Zunge im Zaume halten und nicht mehr schwagen, als man von Gott und Rechtswegen verantworten kann. Als Beleg für alles dies hier nur eine Frage: — Wo ist die Fahne Hecker's — des von aller Welt mit Recht so gepriesenen liberalen Mannes, der sich aber leider auch in der schleswig-holstein'schen Sache mit der brausenden, schäumenden Fluth des rappenden Liberalismus unserer Tage unbedachtsam mit fortreißen ließ und seine männlich festen Grundsätze, seinen scharfen Blick auf kurze

Zeit verleugnen konnte — wo ist sie diese Fahne, unter der sich, wenn's noth wäre, die Deutschen scharen und ihren holstein'schen Brüdern zu Hilfe eilen sollten? — Es ist keine Rede mehr davon und hätte auch vernünftiger Weise niemals die Rede davon sein sollen. Die Schleswig-Holsteiner sind jetzt übler dran, als jemals zuvor. Voila die Frucht aller der vielen Worte, welche in der schleswig-holstein'schen Sache vergeudet wurden. Ego.

Man denke weiter nach!

Es ist traurig, daß man in Nr. 24 u. 25 der wöchentl. Anzeigen eine Klasse unserer Handwerker dem öffentlichen Unterstützungsauschuß zugewiesen sehen muß. — Das ist der Anfang einer Gewerbefreiheit! — mehr haben wir noch zu erwarten! —

Wenn nicht schon so viele Vereine beständen, so daß schon der Name etwas Abschreckendes hat, so möchte ich vorschlagen, daß die Gewerbetreibenden zusammentreten und sich verpflichten, nur bei Handwerkern in der Stadt arbeiten zu lassen.

Viele Beamte, deren Gehalt doch wohl für ein städtisches Leben bemessen sein wird, lassen jetzt bei Handwerkern auf dem Lande arbeiten; wenn diese auch dem obigen Vorschlag mit beitreten wollten, so würden unsere minder begüterten Handwerker der Hilfe Seitens des Unterstützungsauschußes nicht bedürfen und an Concurrenz der betreffenden Handwerker wäre immer noch kein Mangel zu befürchten.

Oldenburg.

Ein Gewerbetreibender.

„Eccce iterum Crispinus! et est mihi saepe vacandus.“

Wir haben es hier zwar nicht, wie Juvenal, mit einem Crispin, mit einem Monstrum zu thun, o nein! — es sind vielmehr nur die Neuen Blätter, die uns die vierte Satire des Juvenal ins Gedächtniß riefen. Die Neuen Blätter — ja, auch sie sind wieder da, auch sie sind wieder in der von ihnen begonnenen und so regelwidrig fortgesponnenen Comödie — (denn die Gesetze der Einheit, die Aristoteles lehrt, haben sie dabei ganz außer Acht gelassen) — und zwar wie sie sagen zum letzten Male gegen uns aufgetreten. Und wie erschienen sie diesmal? — in welchem Aufzuge? — Nun, wie anders als nach ihrer Gewohnheit, auf dem hohen Pferde, in erborgtem Schmuck, mit spanischer Grandezza, mit dem Anstande des keuschen Ritters von der traurigen Gestalt! — Aber beim Himmel! diese Majestät mit dem erborgten Glanze; dieser Ritter mit den geliehenen Waffen, die er nicht zu führen versteht;

diese — Neuen Blätter sollen uns noch öfter auf die Bühne kommen, so oft nemlich als wir es für nöthig halten werden, „gegen ihre Tendenz das Wort zu nehmen.“ — Der Ursprung des Schamzügels mit den N. Bl. wird den Lesern genugsam bekannt sein, sie werden wissen, wenn sie sich überhaupt darum bekümmert haben, daß die N. Bl. dasselbe eröffnet, daß sie die Gelegenheit dazu aus der Luft gegriffen haben, denn Ursache war keine vorhanden, — wie haben also nicht nöthig, den Hergang der Sache hier zu wiederholen, sondern nur zu untersuchen, ob es den N. Bl. jetzt gelungen ist, ihrem grundlosen Angriff auf uns den Schein des Rechts zu geben, oder ob sie ehrlich bekennen, daß sie sich wirklich vergaloppiert hatten. — O, keines von beiden, — sie haben die Sache ganz liegen lassen — aber trotz dem, daß erst neulich der Gaul mit ihnen durchging und sie — wie es uns dünkt, sehr unfaust auf die Erde setzte, sind sie doch wieder so läßt gewesen, aufs hohe Pferd zu steigen — haben aber diesmal Vorsicht gebraucht und Pruz herbei gerufen, daß er ihnen die Steigbügel halte und, damit der Gaul nicht wieder mit ihnen durchgehe, ihm die Bügel desselben anvertraut. — Pruz, meinen sie, werde ja wohl sicher sein vor dem Ehrentitel, den wir dem von der Nummer 15. der N. Bl. zu Gast gebetenem Ungenannten wegen seiner seltenen Gemeinheit spendeten. Wir hatten jenen sauberen Gast der N. Bl. nemlich eben wegen seiner seltenen Gemeinheit eine rare Pflanze genannt. Gewiß ist Pruz von unserer Seite vor diesem Ehrentitel sicher — wir halten ihn vielmehr für eine rare Pflanze, wir halten ihn vielmehr für ein ganz gewöhnliches Gewächs, wie es in Menge anzutreffen ist auf dem Felde des Liberalismus unserer Tage, wo man es wie die Pilze hervorschießen sieht. Was hat es denn eigentlich mit diesem Pruz auf sich? — Aus Berlin schreibt man über ihn: „Doctor Pruz liest (denn auch dieser Herr liest und zwar sehr schön frisiert, in weißen Glacéhandschuhen, statt lebendig vorzutragen) über deutsche Literatur und macht beinahe gefährliche Anspielungen auf Gendarmrie und Polizei, und seine Freunde bestaunen und beklatschen diese ungeheure Courage und sagen, der Pruz das sei immer noch ein gewaltiger Ninrod und Streiter vor dem Herrn. Aber es ist nicht wahr, er thut nur so. Pfui Teufel, wer wird denn in weißen Glacéhandschuhen und im schwarzen Schnipfel deutsche Literatur lesen! die steckt so tief im Sumpfe, daß man den Rock ausziehen, die Hemdärmel aufkrempen und derb und thätig zugreifen muß, wenn man sie herausheben will. Ihr mit Eurem Glacéhandschuhliberalismus und Eurer Kofetterie mit

großen Ideen und weltzerstörenden Plänen schadet mehr als alle Censur und Polizei.“ — Diesen Pruz nun rufen die N. Bl. an — der soll sie aus der Patzche ziehen, in die sie „der Ungenante in den Bl. für liter. Unterhaltung, statt ihnen herauszuhelfen, erst recht tief hineingebracht hat; — aber Pruz wird sich hüten, er wird nicht zugreifen, er trägt weiße Glacéhandschuhe, die er schonen muß. — Was soll's nun auch mit den ewigen Citaten — sind die N. Bl. nicht im Stande, einen Streit, den sie unvorsichtiger Weise und ohne Grund anknüpften, mit ihren eignen Waffen fortzukämpfen, so sollten sie lieber ihre Nase zu Haus gelassen und ihre Weisheit für sich behalten haben. Was uns betrifft, wir („das Individuum nemlich, das sich der Beobachter unterzeichnet“) können unser gutes Recht immer mit unsern eignen Worten vertheidigen — haben nicht nöthig, erst bei Andern um Hilfe zu betteln. Die N. Bl. sprechen auch von einem „Geklaffe“, das sie im Beobachter finden wollen. Wir glauben gern, daß ihnen, den N. Bl., unsere Vertheidigung so geklungen haben mag — es ist sehr möglich, ja wahrscheinlich, daß ihnen unsere Worte gegen sie nicht grade wie Musik in die Ohren getönt haben mögen. — Wir führen immer die Sprache der Wahrheit — die Wahrheit aber tritt stets ungeschminkt auf — verschmäht allen äußern Glitter. Die Wahrheit ist nie um Ausdrücke verlegen, sie braucht nicht erst nach Pruz und Consorten zu laufen, um sich Geltung zu verschaffen. Die Wahrheit verschmäht auch alle sophistische Wendungen — sie spricht gradezu in bestimmten Ausdrücken und nicht etwa liebt sie es, sich in Redensarten kund zu geben wie: „Ich könnte wohl — wenn ich nur wollte — oder: an die Handlungen dieses oder jenes Mannes lassen sich allerlei Betrachtungen knüpfen — es ist sonderbar, daß diese Begebenheit grade in eine Zeit fällt wo u. s. w. Wir, die wir die Wahrheit aufrichtig lieben, hassen diesen Ton, weil ihn ja auch die Heuchelei, die kriechende Gefälligkeit, die feige Verleumdung und die verstellte Bosheit anzunehmen beliebt.“

Der Beobachter.

Zur Nachricht.

Es ist uns auf die „Entgegnung“ des Herrn x—y. in Nr. 8. der „Mittheilungen“ ein Schlüsselwort von Herrn S. in der Sache des Herrn Franzen zugekommen, welches wir jetzt, nachdem Herr Franzen selbst in Nr. 9. des genannten Blattes ein Schlüsselwort an Herrn x—y. hat ergehen lassen, als überflüssig betrachten. — Wir sind überhaupt der Meinung, daß man sich mit einem Gegner wie Hr. x—y., dessen Feder sich so äußerst gehaltlos gezeigt und der sich sogar mit

seinem kritischen Geschreibsel lächerlich gemacht hat, gar nicht so viel Mühe nehmen muß, wie es bis dahin geschehen. Besonders aber ist sein letzter Ausfall gegen Herrn Franzen in den „Mittheilungen“ Nr. 8. der Art, daß man nur mit Verachtung auf denselben herabblicken kann. Wenn Leute wie Hr. x-y. über eine Sache urtheilen, die sie nicht verstehen, so muß man sie auf frischer That erfassen, sie gehörig ad absurdum führen und dann laufen lassen. Der Beobachter.

Theater und Concert.

Dienstag, den 23. Febr.: „Von sieben die Häßlichste.“ — Donnerstag, den 25.: „Christoppe und Renata, oder: Die Verwaisten.“ Schauspiel in 2 Aufzügen nach Anvray von Carl Blum. Hierauf: „Der Hofmeister in tausend Nengstern.“ Lustspiel in 1 Akt, nach dem Französischen von Th. Hell. — Da diese Sachen nur Wiederholungen waren und in ihrer Darstellung nichts Besonderes darboten, so könnten wir hier unsern heutigen Theaterbericht süglich schließen, doch müssen wir noch eines Gastes Erwähnung thun. — Madame Lay (die Mutter unserer talentvollen Mad. Molke), vom Hoftheater zu Wiesbaden, gab in dem ersten der letztgenannten beiden Stücke die Baronin von Tourjagu mit nur mäßigem Erfolg. Mad. Höffert, von der wir diese Rolle schon mehr Male gesehen, konnte sie nicht erreichen, geschweige denn verdunkeln; indeß können wir nach dieser einen Leistung nicht über ihre Fähigkeiten aburtheilen, wir werden ja wohl Gelegenheit haben, sie auch in andern Rollen zu sehen. —

Freitag, den 26. Febr. III. Abonnement-Concert im großen Casinosaale unter Direktion des Hofkapellmeisters N. Pott. — Die herrliche geistreiche Overture zur Oper: „Der Wasserträger“ von Cherubini eröffnete das Concert. Leider konnte uns die Ausföhrung nicht vollkommen befriedigen: wir vermißten die gewohnte Präcision und besonders Klarheit in der Ausföhrung des Hauptthema's. Woher kam das? — wir glauben, die jugendlichen Jünglinge, deren wir etliche bei den Violinen erblickten, waren die Hauptursache hiervon — diese kann natürlich kein Tadel treffen, aber — man sollte sie bei so wichtigen musikalischen Ausföhrungen nicht zulassen — es giebt ja wohl sonst Gelegenheit, sich zu üben. So ein unfertiges Talent, besonders wenn es sehr laut wird, kann der Wirkung des Ganzen oft bedeutenden Eintrag thun. — „Doppel-Concertante für 2 Trompeten von Wernthal.“ — Herr Capellmeister Utermöhlen I. und Herr Capellmeister Utermöhlen II. — Wurde zwar, was das Technische betrifft, mit vieler Gewandheit, doch aber wohl nicht mit der erforderlichen, echt künstlerischen Virtuosität vorgetragen. Wir haben vorzugsweise das forzando, womit fast jeder Ton, besonders im Adagio, heraus gestoßen wurde, zu tadeln. Sonst, wie gesagt, entwickelten die Herren Utermöhlen viel Gewandheit, was auch vom Publikum die gebührende Anerkennung fand. Was uns indeß betrifft, so halten wir die

Trompete als Solo-Instrument für den Concert-Saal nicht geeignet. — Hier wurde ein auf dem Programm nicht mit aufgeführter Herr Rose (Hautboisbläser) aus Hannover eingeschoben. Er trug eine Phantasie über ein Thema aus Don Juan vor, die leider zuletzt in die gewöhnliche, unleidliche Variationsform ausartete. Herr Rose behandelte sein Instrument mit Meisterschaft, — der Ton war zwar etwas dünn, doch so gut wie er dem Hautbois nur immer abzugewinnen sein mag, — der Vortrag, namentlich in den Passagen, höchst geschmackvoll. Es hat übrigens etwas Lächerliches, wenn nicht Widerliches, das bekannte Thema aus Don Juan, das reizende, liebliche, einschmeichelnde „Sie b mir die Hand mein Leben“ mit dem näselnden Tone des Hautbois vorgetragen zu hören. — Militä-Concert für Violine von Lipinski. — N. Pott. — Wir hören, Hr. Hofkapellmeister Pott sei mit seiner heutigen Leistung selbst nicht ganz zufrieden gewesen, wir unserer Seits müssen gestehen, daß wir von keiner seiner frühern Leistungen in so hohem Grade befriedigt worden sind als von der heutigen. Was sollen wir mehr bewundern — den schönen runden Ton? — die beispiellose Reinheit der Doppelgriffe? — die Energie — den geistigen Aufschwung — die hohe poetische Auffassung? — Alles das war in größter Vollkommenheit vorhanden und vereinigte sich zu einem so vollendeten künstlerischen Ganzen, daß die Hörer zu den lautesten Aeußerungen des Beifalls hingerissen wurden. — Den zweiten Theil füllte Spohrs „Weihe der Töne“ aus. — Offen gestanden, wir haben keine Passion für dieses „characteristische Tongemälde“ — wir lieben diese Art Naturalerei in der Musik nicht. Zwar hat der Großmeister der Instrumentalmusik Beethoven in seiner sechsten Sinfonie auf ähnliche Weise die Taute der Natur wiedergegeben, aber welche einen Zauber, welche Poesie hat er darüber ausgegossen. In Spohrs „Weihe der Töne“ werden wir durch dergleichen nicht gefesselt, — der unbestimmte Ausdruck im ersten Theile und die ewigen Wiederholungen wirklich trivialer Figuren ermüden vielmehr. Das Gedicht zu dieser Sinfonie wurde vor Beginn derselben von Fräulein v. Zahlas declamirt. Der Beobachter.

Großherzogl. Hof-Theater.

Dienstag, den 2. März: 6. Vorstellung in der 7. Serie: Die Jäger. Ein ländliches Sittengemälde in 3 A. v. Pfand. Mad. Lay, vom Hoftheater zu Wiesbaden, als Gast. Donnerstag, den 4. März: 7. Vorstellung in der 7. Serie: Die Schwestern. Lustspiel in 1 Akt. — Der erste Waffengang. Lustspiel in 2 Akten. Sonntag, den 7. März: Zum Benefiz des Herrn Blum: Zum Erstmal: Ariel Acosta. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Karl Guckow.

Kirchennachricht.

Freitag, den 5. März:

3. Fastenpredigt Herr Dr. Closter. Anfang 9 $\frac{1}{2}$ Uhr
Brieffasche. An „Ein Unpartheilicher“: Aufzuf! — Kann in dieser Weise — des persönlichen Angriffs — nicht gegeben werden.

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Freitag, den 5. März 1847.

№ 19.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in $\frac{1}{2}$ Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

„Uriel Acosta“

dieses neueste Drama Gutzkow's, dem man allenthalben mit dem regsten Interesse gefolgt ist, und das auch nächsten Sonntag auf unserer Bühne zur Aufführung kommen wird, hat neuerdings die Aufmerksamkeit auf den Namen „Acosta“ gelenkt. Da es nun manchem der Leser willkommen sein wird, etwas Näheres über den Charakter und das Leben Acosta's zu erfahren, so stehen wir nicht an, eine kurze biographische Notiz desselben (aus den „Wiener Sonntagsblätter“) hier mitzutheilen: — Ueber das Leben Acosta's giebt es nur eine zuverlässige Quelle, und die ist er selbst. In einer besonderen Abhandlung hat er seine Schicksale und Verfolgungen aufgezeichnet. Geboren war er von zum Christenthume übergetretenen Eltern in Portugal, in der Stadt Dporto. Seine Erziehung war eine streng christliche, und auch ihm selbst fehlte es nicht an angeborener Frömmigkeit und an Fleiß in seinen theologischen Studien, so daß er es in seinem 25. Jahre zu der Würde eines Schatzmeisters in der Kirchengemeinde brachte. Da starb sein frommer Vater. Düstere Zweifel beunruhigten nun sein Gemüth in solchem Grade, daß, als Mutter und Brüder, die, wie damals in Spanien häufig, im Stillen ihrem früheren Glauben noch treu und anhänglich waren, die Flamme der Unzufriedenheit in dem Herzen des ohnedies in Religionszweifeln schwärmenden Acosta anfachten, er sich entschloß, seine Stelle niederzulegen und mit seiner Familie nach Amsterdam zu gehen, wo sie insgesammt zum Judenthume zurückkehrten. Da verwechselte er auch seinen Namen Gabriel mit Uriel. Aber vergebens suchte er hier den Frieden. Kaum lebte er einige Zeit als Jude unter Juden, so war er auch schon über die vielen rabbinischen Gebräuche und Vorschriften, die in den Büchern Moses nicht vorkommen, in Harnisch gebracht, und da er in seinen

Hoffnungen sich getäuscht sah, so sprach er seine Meinung offen aus, wofür er von den Rabbinen in den Bann gethan wurde. Dies schreckte ihn aber vor der Hand nicht ab, ein Buch zu schreiben, worin er die Grundsätze des Judenthums zu erschüttern bemüht war. Die Rabbinen kamen ihm aber zuvor und veranlaßten einen gelehrten Arzt seiner Zeit, Samuel de Silva, ein Werk gegen die Grundsätze Acosta's zu schreiben, welches 1632 erschien und in welchem er Apostat und Atheist gescholten wurde. Als Acosta nun sein Werk veröffentlichen ließ, wurde ein Exemplar der Behörde übergeben, die ihn wegen seiner ketzerischen Ansichten verhaften ließ, und nur gegen Caution, eine (für die damalige Zeit) strenge Geldstrafe von 300 Gulden und Confiscation seiner sämmtlichen Exemplare wurde er nach einigen Tagen frei gelassen. War Acosta einmal frei, so hatte er auch schon die Strafe vergessen, und kühner als früher trat er nun sogar gegen das mosaische Gesetz auf und gab es für Menschenwerk aus. Nur die fünfzehnjährige Entfernung von seiner Familie, die er über Alles liebte, vermochte ihn noch einmal, reuig umzukehren. Aber auch diesmal hielt er oder konnte er sein gegebenes Versprechen nicht halten, und es war nicht gar lange Zeit verflossen, als man ihn seine früheren Wege wieder betreten sah. Nun war das Maß voll. Eine ganze Gemeinde, zu der sich noch ein Theil seiner Familie gesellte, rüstete sich, ihn zu vertilgen. Sein Neffe, der früher immer noch den Vermittler zwischen ihm und den Rabbinen machte, klagte ihn nunmehr an, verhinderte eine Ehe, die er eingehen wollte, und ein Zufall führte den Sturz Acosta's um so schneller herbei. Zwei Christen, vom Glende getrieben, wollten Juden werden, und davon rieth Acosta ihnen ab. Er wurde nun vor den großen Rath geladen, wo ihm zwei Wege vorgezeichnet wurden: entweder nochmals öffentlich Buße zu thun, oder auf's Neue in

